

Saale-Zeitung.

(Der Boten für das Saalthal.)

Abonnement
für Halle vierteljährlich 2 M., für die Post bezogen 2 M. 50 Pf., bi-
monatlich 1 M. 67 Pf., monatlich 84 Pf.,
erst. Befehlsgeld.
Bestellungen werden von allen Reichs-
Postanstalten angenommen.
Für die Redaktion verantwortlich:
S. B. Dr. A. Wolf in Halle.

Inserate
werden pro Zeile oberer Raum
mit 20 Pf., für Halle mit 15 Pf. berechnet
und in der Expedition, von ununter-
nommenen und allen Anzeigen-
bestellern angenommen.
Reklamen pro Zeile 40 Pf.
Erscheinet täglich
mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage.

Sechzehnter Jahrgang.

Nr. 24.

Halle a. d. Saale, Dienstag den 30. Januar

1883.

Abonnements-Anzeige.

Bestellungen auf die Saale-Zeitung für die Monate Februar und März werden von allen Reichs-Postanstalten zum Preise von 1 M. 67 Pf. angenommen.
Die Expedition.

Der Brief des Kaisers.

Das ist ein Treffer — mitten ins Centrum. Besser und klarer als mit vielen Worten, klaren wie die große Bedeutung des Briefes unseres Kaisers an den römischen Papst, welchen wir in der letzten Nummer unserer Leser mittheilten, gar nicht charakterisiren zu können. Als Treffer wird er gerühmt und empfunden werden — von denen auf die er gezielt mit Beherrschung und verhaltenem Grimm, von denen welche im Kampfe gegen päpstlichen Uebermut treu den Kaiser zur Seite stehen mit froher Genehmigung und zuverlässigem Ausbleiben in die Zukunft. Gerade zur rechten Zeit ist die Veröffentlichung erfolgt, zur rechten Zeit und in der rechten Absicht. Es soll nicht gebracht werden in die gegenwärtige kirchenpolitische Situation und der kaiserliche Brief bringt es in so reichem Maße, daß jeder der will, nimmere ihn erstens kennen, wie er daran ist. Schon seit einiger Zeit war die allgemeine Aufmerksamkeit dem sogenannten Kulturkampf wieder in erhöhtem Grade zugewandt. Allezeit Zeichen deuteten darauf hin, daß irgend etwas im Werke sei. Man ersah, daß Herr v. Schöller mehrfach Aeußerungen im Vatikan geäußert, daß zwischen Kaiser und Papst ein Briefwechsel stattfinde, der noch nicht abgeschlossen sei, es ging sogar mit einiger Bestimmtheit das Gerücht durch die Presse, daß ein Ausgleich im Sinne des gegenwärtig in Wien bestehenden Staat und Kirche bestehenden Verhältnisses in Aussicht sei. So etwas spricht kein auch das Centrum, dieser monströse Auswuchs unserer Parlamentarismus, befreit zu haben und wie es um seiner Selbsterhaltung willen stets seine Aufgabe darin geübt hat, den katholischen Bürger seinen Vaterland einzubringen, daß sie die Verfolgung, in ihrem Gewissen Bedrängten seien, und den Haß gegen das „evangelische Kaiserthum“ in die Herzen möglichst tief einzugraben, so schickte sich das Centrum neuerdings an, den Kriegspfad abermals und in besondern lärmender Weise zu beschreiten. Im Reichstag und Landtag sind die verschiedenen Anträge bereits eingebracht, bei deren Verabreichung die alten Geschichten, von denen das Centrum wünscht und aus erklärlichen Gründen wünschen muß, daß sie ewig neu bleiben mögen, zum 10. und 10. vierten Male aufgestellt werden sollen. Die alten Geschichten — ja wohl! — und vielleicht wieder vorgezogen mit einem erhöhten Aufwand an Sprache, Zunge und Papier. Aber die alte Werbung wird nicht abgesehen sein. Das so kunstreich erbaute Kartenhaus von Verfolgung der Kirche, Mißhandlung ihrer Diener, Verletzung der Gewissen, ist zumammengestürzt. Der friedfertige Kaiser, der dem Papste die Hand weit entgegenreckt, der so wohlwollend auffordert zu gemeinsamer Arbeit, um auch die letzten wilden Mißstände zu beseitigen, dieser friedfertige Kaiser sieht nicht aus wie ein Verfolger der Kirche. Der Kampf gegen die Verdrücker der Gewissen wird zum Winzmillenkampfe und die Führer der schwarzen Schaar nehmen die Bekannte „traurige Gestalt“ des bekannnten spanischen Ritters an. Das ist auf der einen Seite die große Bedeutung des kaiserlichen Briefes: Wenn es jetzt nicht zum vollen kirchlichen Frieden

kommt, so wissen die Katholiken Deutschlands, wo die Hinter-
nisse zu suchen sind, die seinen Absichten entgegen stehen.
Die Bedeutung des kaiserlichen Briefes auf der anderen Seite
besteht darin, daß alle Befürworter vor einer Wiederholung des
Ganges nach Rom sich mit einem Schlage verdrückt werden
sind. Bisher herrschte in dieser Hinsicht Unsicherheit, und
namentlich seit die kirchliche Verdrückung fand, der Reichstagler
sowie sich die Unterfertigung des Centrums in seiner inneren
Politik durch kirchenpolitische Zugeständnisse erkennen wollen,
seit das Gehör der kirchlich-konfessionellen Verböderung um-
gang, verfolgten alle Parteien die Verhandlungen zwischen
Staat und Kirche mit Thränen. Wir können jetzt ruhig sein,
wir wissen jetzt, daß der Staat seine Rechte nicht verdrücken
wird. Die Grenze für das Entgegenkommen ist gezogen, —
sie liegt nicht über das Gebiet des staatlichen Bedürfnisses, der
staatlichen Würde und Ehre hinaus. Der Kaiser selbst hat
die Grenze gezogen und sie ist somit unverrückbar.
Wenn ich aus einem Entgegenkommen der Geistlichkeit auf
welchen Gebiete (Anzeigepflicht) die Ueberzeugung entnehmen
könnte, daß die Bereitwilligkeit zur Annäherung eine gegen-
seitige ist, würde ich die Hand dazu bieten können, solche Ge-
setze, welche im Auflande des Kampfes zum Schutze freier
Rechte des Staates erforderlich waren, ohne für friedliche Be-
ziehungen dauernd notwendig zu sein, einer wiederholten Er-
wägung in dem Landtage Wiener Monarchie unterziehen zu
lassen — heißt es in dem kaiserlichen Schreiben. Die Kampffur-
zeuge, aber nicht die Güter, um die von uns gekämpft wurde,
werden geopfert. Als vornehmste Forderung ist ausdrücklich
die Anzeigepflicht aufgestellt, eine Forderung, um welche ja
eigentlich der ganze Streit begann. Und wäre die Anzeigep-
flicht die einzige Erwaugung des langen Kampfes, so wäre
er nicht vergeblich geführt und nähme für uns ein ruhiges Ende.
Allen weiteren Verhandlungen sehen wir mit Gleichmuth ent-
gegen, denn sie bezagen für uns keine Gefahren mehr. Ob
sich nun entschlüssen wird, an die festgesetzte Grenze
heranzukommen, ob es die zum Frieden dargebotene Hand er-
greifen wird? Aber möchte das voraussetzen, wer möchte so
verwegen sein die Möglichkeit bestritten zu wollen, daß die
Vogel dem Unschicklichen gestatte, ein Augenblick, bis er dem
halbbarbarischen Ausland ohne Gefahr für das Seelenheil der
Gläubigen glauben machen zu können, für unverträglich mit
dem Wohle der Christenheit zu erklären, sobald es dem kati-
schen Deutschland gemacht werden soll. Nun — mag der
Papst seine Entschlüsse fassen wie er will — er hat sie zu
verantworten. Der deutsche Kaiser und sein Kanzler sind ihm
entgegen gegangen, soweit die Pflicht gegen den deutschen
Staat es ihnen erlaube. Alle darüber hinausgehenden An-
forderungen werden sie ruhigen Gewissens zurückweisen dürfen
und müssen mit des Papstes eigenen Worten: non possumus.

Politische Ueberblick.

Die Ministerkrise in Paris steht auf dem Höhepunkt. Die Präsidentschaftskommission hat sich mit der Majorität der
Minister zwar geeinigt auf Grund eines Antrages des Depu-
tierten Fabre, welcher aus dem ursprünglichen Regierungsent-
wurf besteht mit dem Zusatz, daß es den Prinzen verboten
sein soll, Waffenfunktionen auszuüben und Lenker und Stel-
lungen im Civil- und Militärstand zu bekleiden. Das so ge-
staltete Projekt wird aber von dem Kriegsminister Billot
und dem Marineminister Jaureguiberry nicht acceptirt.
Auch der noch immer krankte Ministerpräsident Duclerc hat
den Ministern, welche ihn besuchten, latrogenisch erwidert:

er würde keinerlei Verschärfung des Regierungsprojekts
annehmen. Damit ist die volle Kabinetkrise eröffnet. Im
Ministerthron wurde vereinbart, daß Fallieres und Dodes-
sich zu Duclerc begeben sollten, um ihm mitzutheilen, daß
sämmliche Minister ihre Demission einreichen würden, wenn
der Premier auf seinem Beschluß bestünde. Sie kamen zu
Duclerc, wurden aber nicht empfangen, da der Zustand Duclercs
sich verschlechtert hat. Die Krankheit erweist sich als eine
Lungenentzündung. Die Kräfte des Ministerpräsidenten Duclerc
erklären, daß eine absolute Ruhe von mindestens zehntägiger
Dauer für den Kranken notwendig sein werde. — In dem
Journal „Le Pays“ erklärt Cassagnac, die Kaiserin
habe ihm erklärt, seine Politik gegenüber dem Prinzen Napoleon
nicht zu ändern. Er sagt, diejenigen, welche behaupteten, daß
die Kaiserin sich in politischer Beziehung mit dem Prinzen Napoleon
geeinigt habe, beliedigten die Kaiserin, deren Reise einfach ein
Akt der Familienloyalität und der Großmuth gewesen sei. —
Die Deputirtenkammer verwarf am Sonabend den
Artikel 1 des Gesetzesentwurfes der Kommission über die richter-
lichen Beamten, welcher die Unabsetzbarkeit der Richter aufhebt
und die Wahl derselben einführt. Die Verabreichung der Präsen-
denverträge ist auf Montag festgesetzt. — Beim Ankommen
der Siegel im Hause der Rue Saint-Andrieux
vorgelunden, sondern meistens nur Privatbesitzer von Freunden.
Bei Abnahme der Siegel im Hause der Rue Saint-Andrieux
fand man eine Anzahl von Notizen über Armeeganzierung,
die sehr interessant sein sollen, aber keinerlei offiziellen Charakter
tragen.

Der russische Minister des Auswärtigen S. Gierts ist am
Sonntag vormittag 11 Uhr von Wien nach Petersburg abrei-
stet. Die „Neue freie Presse“ bringt eine auffällige Mit-
theilung über Gierts' Wiener Aufenthalt. Danach sollen
für ähnliche Abmachungen in Aussicht genommen haben, deren
sicherliche Abfertigung vorbereitet sei. Das Wesen dieser Abmachungen
wäre: Oesterreich setzt der Vereinigung Rumänien mit
Bulgarien keinen Widerstand mehr entgegen. Dafür unterliegt
Oesterreich Oesterreichs Forderungen auf der Londoner Donau-
konferenz im allgemeinen und speziell gegen Rumänien, ferner
unterstützt Oesterreich die Bestrebungen Oesterreichs in Kon-
stantinopel betreffs eines Anschlusses der Orientbahnen, damit
bestimmte Oesterreich in Serbien und Montenegro alle österreich-
feindlichen Strömungen. Dafür fordert Oesterreich endlich, daß
die Bewegungen auf der Balkanhalbinsel stillstehen.
Dies bedeute vorläufig eine diplomatische Woffensruhe im
Orient und bilde die Grundlage für eine künftige weitere
Verhandlung. Die Verantwortung für diese Entscheidungen
muß der „Neuen Presse“ überlassen bleiben. Nachhabe ist
freilich, daß Gierts in Wien mit sehr großen Ehren überhäuft
wurde. Bismarck selbst wurde 1. 3. nicht gläubiger
empfangen. Namentlich viele Erzherzöge verdrängen mit Gierts
sich als ehemals mit Bismarck. Nur daß der Kaiser Bismarck
im Hotel besuchte ist eine Halbthat, die er weder vor-
her noch nachher je wieder einem Minister erweisen. Ein ge-
waltiger Unterschied besteht ferner darin, daß die Wiener Be-
wölkerung Bismarck — den sie damals als Repräsentanten
ihres Deutschlands ansah — entgegenjubelte, bei Gierts aber
vollkommen fern und kalt blieb. — Die sozialpolitischen
Regierungsvorlagen gehen ihrer Bollendung entgegen.
Die Entwurfe eines Haftpflicht- und Unfallver-
sicherungsgesetzes werden gegenwärtig von der Ministerial-
kommission beraten und dürften dem Abgeordnetensaum im
Laufe des nächsten Monats zugehen. — Das Pester Unter-

Ein Grab bei Paris. Eine Erinnerung aus dem Kriegsjahre in Frankreich. Von Arnold Weltner.

Es war in den letzten Tagen des Januar 1871 als ich dem
währigen Vorpfeifenkommandeur dort draußen in seiner
Höhle zu Guyanval und dem traurigen namenlosen Grab auf
dem Kirchhofe zu Petit Chesnay meinen Besuch machte wollte.
Die bittere Kälte, die um Weidnachten und Neujahr herum
vor Paris Millionen grimmigster deutscher Feinde über die
Erfindung französischer Kamme ausgepreßt hatte, war über-
wunden. Der schöne helle Morgen voll Sonnenglanz und
Frühlingssinn und Kammergebrüll leckte mich hians. In die
deutschen Kanonen hatten noch nie so laut, so ununterbrochen
gegen das traurige Paris geschlitten, das nun schon Monate lang
hungerte und verhungerte und sich noch immer nicht der eigenen
Verarmung und der deutschen Gnade ergeben wollte, wie an
diesem Morgen. In den Aemtern Inogeten schon die wralten
Linsen, die einst den französischen Königszug zu Versailles
umgrünt hatten und in den Zweigen wilderster die Vogel
hell in das dumpfe Kammergebrüll hinein. Vor der Prä-
fektur, an deren Fenster Deutschlands junger-alter Kaiser lehnte
und auf dessen Decke Preußens Königsschne wehte, spielte
Militärmusik:

Das Band ist zerdrückt,
Der Schwarz, Roth und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er geworden!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen;
Und um's Herz ist Gott!

Dasselbe Lied August von Binzer's, das einst — vor einem
halben Jahrhundert deutsche Vögelinge auf Senas Märkte lo-
traurig sangen — ein Abgeschiedenes bet aufgeschlagnen alten
deutschen Burgherrn, deren hübsche Träume ja weiter nicht
hoffen, wollest, als was jetzt am 18. Januar im Verfallener
Königschloße so frisch froh geröhren war: Deutschlands
Einigkeit und Einigkeit! Und dies Lied war viele, viele traurige

Jahre hindurch in Deutschland verboten — und wer es democh
sang, ward als Demagoge eingeperrt . . .

Die Einigkeit erregte
Bei Guten selbst Verdacht . . .

Und heute wieder dies Lied so frisch und frei vor Deutsch-
lands Kaiser gespielt. Die Zeiten sind eben besser, lichter, ge-
sunder geworden.

Da kamen die Aemter de Paris herauf zwei Equipagen ge-
reift. Sie sahen wie Trauerstücken aus. Schwarz waren
die Wagen, schwarz die Pferde, ganz schwarz geleidet die
Kutscher und Diener auf dem Post. Und die Männer in den
Stücken sahen erst recht wie Trauergefolge aus. In dem
ersten Wagen saß ein staltlicher Mann mit iobtschlaffen Gesicht
und weißen Locken und langschweifigen weißen Bart und großen
traurigen Augen . . . Hr. Jules Favre! Er kam nach Ver-
sailles, um über den Frieden zu unterhandeln — viel, viel
bemühtiger und einischwilliger als vor vier Monaten zu gleichem
Zweck nach dem Reichshildigen Schloße Ferrières zu Hr.
de Bismarck. Und Hr. Jules Favre zu Ehren — vielleicht
fogar auf seinen Wunsch — brüllten die deutschen Kanonen
heute so laut und anhaltend wie noch nie zuvor. Sie sollten
den harthörigen, halbschwarzen Paris eine größere Sehnsucht
nach Frieden einflößen.

Ich aber ging in den stummenden, drohenden Morgen
hinein — durch verwüstete Dörfer, an zerfallenen Villen und
zerstörten Gärten und vielen, vielen rauchgeschwärzten Trümmer-
haufen vorüber. Und je weiter ich kam, desto gräulicher wurden
des Krieges Verwüstungen, desto größer die Trümmerhaufen.
Nirgends eine Spur von französischem Leben. In den ein-
heimlichen Häusern, die noch nicht ganz zerstört waren,
hatten sich die deutschen Vorposten eingerichtet so gut und so
sicher als es den ging. Die sich aber alle, alle nach Deutschland
schrien! Auf meinen guten Befehlsführer und meinen deutschen
Frühlingssinn und Sonnenschlag kam ich zur. In den Verstecken
oder riefen sie mir entgegen, bei ihnen zu bleiben und guten
Glücken zu trinken, denn weiter hinaus fange es an fröhlicher
zu werden. Oitel Sulzian kam es heute ganz besonders
auf La Celle St. Cloud und Guyanval abzugeben. „Aber
wenn der Major es aueßiß . . .“ wandte ich ein. „Ja, der

hat den Teufel im Leibe, dem thut die Granaten nichts,“ war
die lachende Antwort.

Ich ging weiter. Der Mont Valerien feuerte unaufhörlich.
Seine Hauptbatterien spielten freilich gegen die preussische
Batterie 1 im Part von St. Cloud, einzelne Geschütze streuten
aber aufs freigelegte ihre Granaten nach Malmaison, Guyanval,
wo deutsche Vorposten standen und besonders auf die Höhe bei
La Celle St. Cloud, wo Oitel Sulzian die Errichtung neuer
deutscher Batterien zu sinnen hatte. Vor Guyanval, dem
einzig so reizenden Sommergite des Prinzen Murat, sah ich
einen Mann auf mich zukommen, der schwer zu tragen schien
. . . iß möglich? — Richtig, unser alter Major. „Und
was tragen Sie so schwer unter Ihrem Baletto?“
Wachend wackelte er seinen alten verblühten Baletto auf und
zeigte mir eine große unfreie Granate. „Auch ganz warm!“
lächelte er. „Eben erst von Oitel Sulzian's Feuerherd
angelangt . . .“

„Aber um's Himmels willen, Herr Major, wenn das Ding
leicht freipt . . .“

„So freipt er keine höchst wahrscheinlich mit!“ fogte er
mit einem wahren Kindeslächeln. „Ein erdröcker Soldatentod!“
„Ardon! Ich bin ja aber kein Soldat, Herr Major!“

„Mitgegangen — mitgegangen — mitgegangen! Es kommt
alles auf eins heraus. Aber jetzt wollen wir meinen Schatz
in Sicherheit bringen und es uns in meiner Helligkeit ein
wenig bequem machen. Doktor. Sie sollten eigentlich ein guter
Kamerad sein und die Granate ein Entchen tragen. Sie ist
verdammt schwer. Aber ich sage Ihnen vorher: lassen Sie
das Herzblättchen fallen, so haben wir nachher schwerlich Zeit,
daß ich Ihnen schon Dank sagen kann!“

Ich muß bemerken, ich habe unter meiner letzten Last we-
entlich Angst geschwitzt und den alten Major mit seiner Granaten-
Sammel-Kamme ins Pfefferland gemüthlich und während des
ganzen Feldzuges nie eine solche Sehnsucht verspürt, wie in
jenen Minuten . . . bis wir eine wunderliche kleine Villa, ein
paar Hundert Schritte rechts von Guyanval, nach St. Cloud
zu, erreicht hatten. Die Villa war ziemlich regelmäßig
dreieckig! Aber nicht durch die Form des Baues, sondern
durch eine Dreieckigkeit des Mont Valerien, die sehr sauber
die vierte Ecke und damit die halbe Villa weggepumpt hatte



